

Die unverheiratete Frau

Autor(en): **Schöbi, Margrit**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **55 (1968)**

Heft 14-15

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-532395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das in der gleichen modernen Ausstattung wie der Prosaband (siehe «Schweizer Schule» Nr. 24, 1967) erschienene Werk enthält als Illustration 16 Dichterporträts, ganzseitig, was ihnen einen großen Ausdruck verleiht, sowie ein chronologisches Inhaltsverzeichnis der Dichter und ihrer Gedichte, und auch noch eine alphabetische Auf-führung der Gedicht-Überschriften. Das erleichtert die Suche nach einem bestimmten Dichter oder Gedicht sehr.

Die Frage, wie das schöne und reichhaltige Buch in der Schule verwendet werden soll, wird vermutlich im Band IV, dem «Kommentar», beantwortet werden. Man wird darauf hinweisen, daß ein Gedichtbuch nichts mit einem Leitfaden zu tun hat und die Gedichte nicht dazu mißbraucht werden dürfen, erklärt, zergliedert und schul-mäßig besprochen zu werden. Das vertragen mit Einschränkung nur die Balladen, die eine Mittelstellung zwischen Epik und Lyrik einnehmen. Reine Lyrik ist auch nicht dazu da, ganze Sprachstunden auszufüllen. Alles Bemühen des Lehrers muß darauf hinzielen, das Stimmungsmäßige und Atmosphärische, das Erregende und Aufwühlende, das Erbauende und Tröstliche eines Gedichtes nicht durch unnötige methodische Zutaten zu verwässern. Verinnerlichtes Vorlesen und ein einführendes Deklamieren vermögen am besten ein Gedicht in das Licht eines empfänglichen Gemütes zu heben. So wird das neue Poesiewerk der Innerschweizer Konkordatskantone eine unerschöpfliche Schatzkammer für den reifenden Jugendlichen werden.

Die unverheiratete Frau

Margrit Schöbi

Im «Tagebuch eines Mädchens aus gutem Hause» von Simone de Beauvoir entdeckte ich einen Satz, der mir zu denken gab. Sie schreibt von ihrer Schulfreundin Elisabeth Mabile:

In Elisabeths Milieu mußte man heiraten oder ins Kloster gehen. Der Zölibat als Beruf existierte nicht.

Hat sich diese Auffassung geändert?

In der Öffentlichkeit?

Im Ansehen, das wir, die unverheirateten Frauen in der Gesellschaft, genießen? Man braucht nur zu beobachten und zu vergleichen, wie eine ver-

heiratete und eine ledige Frau im Laden, im Restaurant, im Hotel bedient werden.

In der Kirche?

Ist es nicht so, daß sowohl die Ordensfrauen und die Ehefrauen und Mütter zählen (allenfalls noch die Witwen). Aber wir? Die Unverheirateten? Wann hören wir in der Predigt je einmal ein paar Sätze, die an uns, die berufstätigen, unverheirateten Frauen speziell gerichtet sind? Unsere Prediger scheinen zu übersehen, daß wir immerhin eine ganz beträchtliche Prozentzahl der Kirchgänger ausmachen. Sie scheinen noch nicht realisiert zu haben, daß es diese Wirklichkeit heute gibt: ledige, berufstätige Frauen.

Wir erfahren so wenig Aufmunterung, so wenig Anerkennung unserer Leistung, unserer Arbeit, unseres Einsatzes. Wir sind ja nur ledige Frauen! Was tun? Sich ärgern? Sich aufregen? Protestieren? Mehr Beachtung erzwingen? Die Minderwertigkeitsgefühle mit Überheblichkeit und Wichtigtuerei kompensieren?

Minderwertigkeitsgefühle!

Wieso denn eigentlich?

Der Ehestand ist eine gültige Lebensform, bestimmt. Der Ordensstand auch. Sicher. Wieso soll unser Stand — der Alleinstand der Frau — nicht auch eine Lebensform sein? Eine sehr schöne sogar! Wir sind nicht hineingebunden in den engen Kreis einer Familie oder eines Klosters. Das gibt unserem Leben — das heißt könnte und müßte ihm geben, wenn es echt gelebt wird — die innere und äußere Beweglichkeit und Freiheit.

Freiheit —

Ja, das ist das Stichwort! Wenn Ehestand und Ordensstand im Zeichen der Gebundenheit und Geborgenheit stehen, so ist unser großes Zeichen: die Freiheit.

Ist das nicht auch ein Wert?

So lassen Sie mich denn — weil wir es so selten von der Kanzel hören — ein kleines Loblied auf dieses schöne Frei-Sein singen. Ja, ich möchte einmal ganz positiv von diesem dritten Stand, dessen Merkmal die Freiheit ist, reden.

Ich bin frei in der Gestaltung meines Heimes.

(Daß ich mir als unverheiratete Frau ein Heim, und zwar ein schönes, schaffe, scheint mir selbstverständlich!) Ich wähle die Teppiche, die Vorhänge, die Möbel, den Wandschmuck. Alles soll etwas aussagen über mich und meine Art, im Leben zu stehen.

Ich bin frei in der Gestaltung meines Tages.

Ich kann bestimmen, wann ich aufstehen, wann ich zu Bette gehen will, wie lange ich in der Schule vorbereite für den anderen Tag, wie viel stille Zeit der Sammlung, des Stehens vor Gott, der Besinnung ich einbauen will in meinen Alltag.

Ich bin frei in der Gestaltung des Sonntags.

Ich kann ihn so verbringen, wie ich es für richtig finde: allein oder in Gemeinschaft mit andern. Ich kann wandern oder ausruhen, lesen oder ins Kino gehen, geistige Anregung suchen oder zu mir selber kommen wollen. Und noch etwas!

Ich bin frei in der Gestaltung meiner Ferien.

Wir haben — geben wir es doch froh und dankbar zu — viel Ferien — 12 Wochen im Jahr. Wie verbringe ich sie? Darüber kann ich entscheiden. Ob ich sie in meiner Wohnung verbringe, an einem schönen Flecklein in der Schweiz, im Ausland — ob ich sie zur beruflichen und religiösen Weiterbildung benütze, zur geistigen und geographischen Horizonterweiterung, zur gesundheitlichen Stärkung und Erholung, zur Pflege der Gemeinschaft . . . Niemand schreibt mir da etwas vor. Ich selber kann — mit etwas Phantasie — einen schönen Ferienplan aushecken und durchführen. Halt — werden Sie sagen! Da bist du ja auf dem besten Wege, ein hundertprozentiger Egoist zu werden. O ja, ich weiß — die Gefahr besteht durchaus.

Aber — ich bin noch nicht fertig mit meinem Loblied auf die Freiheit.

Es ist nämlich nicht einfach eine Freiheit von — sondern vor allem eine Freiheit zu.

Das heißt, diese Freiheit ist nicht Selbstzweck, sie hat einen Sinn: die Verfügbarkeit.

Weil ich frei bin, kann ich — zur Verfügung stellen (und je mehr ich es bin — auch innerlich — umso mehr kann ich es).

Ich kann meine Wohnung zur Verfügung stellen:

den Freundinnen, den Kindern, den Verwandten, den Kolleginnen, unerwarteten Gästen. Da muß ich nicht erst zaghaft fragen: Darf ich? Stört es nicht? Hättet ihr nichts dagegen? — Nein, ich kann ganz ernsthaft sagen: Komm. Ich habe Platz! Ich freue mich.

So kann es zum Austausch, zum Gespräch, zu menschlicher Begegnung kommen. Wie sehr brauchen wir das! Wir alle. Und wir unverheirateten Frauen ganz besonders.

Ich kann meine Zeit zur Verfügung stellen.

Ich muß nicht Rücksicht nehmen auf einen starren, festen Tagesplan, mit bestimmten Essens- und Schlafenszeiten.

Nein, ich bin herrlich frei und beweglich. (Sofern ich mir die innere Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit und Freiheit erhalten habe.) So kann ich — wie Martin Buber so schön sagt — des Anrufs gewärtig sein. Ich kann auf unerwartete Anrufe spontan reagieren. Ich kann die Essenszeit verschieben, ein abendliches Gespräch bis Mitternacht verlängern. Ich kann Krankenbesuche machen, Briefe schreiben, mich wirklich engagieren, innerhalb und außerhalb des Berufes, denn ich habe Zeit, viel Zeit zur Verfügung.

Ich kann mein Geld zur Verfügung stellen.

So viel Not ist rings um mich: Not in kleinen, bedürftigen Verhältnissen meiner täglichen Umgebung, vielleicht auch jetzt, im Jahre 1968, mitten in unserer Wohlstandssituation.

Not in der großen, weiten Welt: katastrophengeschädigte, hungernde, vom Krieg gequälte Menschen — sie alle brauchen meine Hilfe.

Und mein Lohn ist doch so groß, daß ich ihn wirklich nicht für mich allein brauche. Ich habe auch keine eigenen Kinder, für deren Ausbildung ich Franken um Franken beiseitelegen müßte.

So kann ich auch in diesem Bereich großzügig sein, spontan bereit für unerwartete Anrufe.

Aber. Und nun kommt das große Aber:

Dieser Stand ist ein Alleinstand.

So wird es mir nicht erspart, die Einsamkeit zu spüren, immer wieder, oft schwer und bedrückend und belastend. Da gibt es wohl nur einen Weg, sie zu bestehen und fruchtbar zu machen für mich und andere: indem ich sie zu Gott trage und darbringe, als Opfer, zusammen mit all den vielen, die auch daran leiden, zusammen mit Christus, der — Welch ein Trost — auch diese Seite der menschlichen Existenz in ihrer letzten Tiefe durchgelitten hat auf Gethsemane, am Kreuz auf Golgatha.

Mir scheint, noch zwei Dinge müßten im Blick auf unseren Stand bedacht werden: Das eine:

Kann ich wohl zu dieser ausgereiften Lebensform der alleinstehenden Frau kommen, wenn ich lebenslänglich daheim bleibe, in der Familie, bei bei der Mutter, umsorgt, betreut — bemuttert? Besteht da nicht die Gefahr, daß ich nicht ganz zur Reife komme, zum Selbststand?

Müßte ich vielleicht — auch wenn das weh tut (der Mutter und mir) — den Mut haben, mich selbständig, frei zu machen, wirklich mein eigenes Leben leben — so, wie ich es vor Gott zu verantworten habe. Vielleicht tönt das für viele sehr hart und «ketzerisch». Aber ich kenne verschiedene Kolleginnen, die immer treu bei den Eltern, bei der Mutter bleiben, und oft will mir scheinen, daß sie menschlich nicht so zur Entfaltung kamen, wie sie als Entwurf — von Gott her, gedacht waren.

Ein zweites:

Diese Lebensform ist noch verhältnismäßig neu. Sie muß zum Teil noch gesucht, als Experiment gewagt werden. Müßten nicht jene, die diesen Versuch wagen, sich — mehr als bisher — zusammenschließen, ihre Erfahrungen austauschen, ihre Schwierigkeiten besprechen, gemeinsame Lösungen suchen, sich gegenseitig helfen, ermuntern, beraten, korrigieren?

Der dritte Stand: Ein Leben in der Freiheit und Verfügbarkeit, als Freiheit zum Engagement — Ist eine solche Lebensform nicht etwas Schönes, Begeisterndes? Warum starren unsere jungen Menschen fasziniert, beinahe fixiert, immer nur auf die eine Lebensform der Ehe — und sind dann enttäuscht und unglücklich, wenn sie diese nicht verwirklichen können? Müßte man ihnen nicht schon sehr früh auch die andere Lebensform, die unverheiratete Frau, zeigen, mit all ihren großen und schönen Möglichkeiten?

Letzthin fand in der reformierten Heimstätte Boldern eine Tagung statt. Sie befaßte sich mit dem Thema: Beruf und Zivilstand im Leben der Frau. In einem Bericht darüber las ich:

Man muß sich ernsthaft fragen: Gibt es Posten in der Berufswelt, die schlechterdings nur von einem Menschen ohne Familienpflichten übernommen werden können? Wenn ja, müßte man nicht viel energischer zur Ehelosigkeit ermuntern?

Ehelosigkeit, als Freiheit zum Engagement verstanden, ist eine ernsthafte Möglichkeit für den Christen. Sie sollte angesichts der Dringlichkeit mancher Aufgaben (zum Beispiel Pflege, aber überhaupt aller Posten mit hoher Verantwortung) und der starken Beanspruchung derer, die sie übernehmen, neu durchdacht und den Menschen unter Umständen auch ohne Wehleidigkeit zugemutet werden.

Zugemutet? Ist ein solches Leben eine Zumu-

tung? Ist es nicht ein Geschenk — das Leben der alleinstehenden Frau?

Es wird ja reich und schön und erfüllt, wenn es — aus der Liebe heraus gelebt wird. Und damit habe ich das dritte und schönste Wort genannt, das über unserem Leben stehen soll — neben Freiheit und Verfügbarkeit — *Liebe*.

Umschau

Sitzung des Zentralvorstandes des KLVS vom 8. Juni 1968 in Luzern

Aktion Burundi

Der Zentralpräsident orientiert über die nach verschiedenen Besprechungen und Beratungen der belgischen Schulbrüder zusammen mit Seminardirektor Dr. Leo Kunz und ihm ausgearbeiteten Pläne des Lehrerseminars in Bujumbura.

Die Fotos des Bauplatzes und die Baupläne lassen die ortsgebundenen Verhältnisse, die berücksichtigt werden müssen, erkennen. Das ganze Projekt ist einfach konzipiert. Es kostet rund 3,5 Millionen Franken (Quadratmeterpreis etwa 6500 belgische Franken), wobei unsere Aktion sich verpflichtet hat, den Klassentrakt, der im Bauprogramm auch Priorität genießt, zu finanzieren.

Dr. Leo Kunz erklärt kurz die Anlage der Seminarerziehung und -ausbildung in Burundi unter der Führung der belgischen Schulbrüder. Das zu bauende Seminar soll doch eine Schule, die ausstrahlt, die etwas Neues zeigt, werden. Veranschaulichung und praktische Tätigkeit sollen mehr in den Mittelpunkt rücken.

Nach Vollendung des Werkes erwartet man eine Delegation aus unsern Reihen. Wir freuen uns, nicht nur Geld, sondern auch einen geistigen Auftrag geben zu dürfen.

Einem vorliegenden Vertragsentwurf wird nach klärenden Änderungen zugestimmt. Nachdem er juristisch überprüft sein wird, unterschreiben die Vertragspartner, Kongregation der belgischen Schulbrüder und KLS. Eine erste Akonto-Zahlung von Fr. 50 000.— über die belgische Kreditbank in Antwerpen erfolgt sofort.

Religions- und Bibelunterricht in der Primar- und Sekundarschule

Prof. Gügler, Leiter des katechetischen Institutes, Hirschmattstraße 23, Luzern, begrüßt den ZV und dankt, daß dieses Problem als Sitzungsthema gewählt wurde. In der Juli-Schweizer-Schule soll aus einem Überblick zum Bibelunterricht in den letzten zwei Jahrhunderten heraus die heutige Situation in diesem Unterrichtszweig aufgezeigt werden.

Prof. Dr. Gügler weist auf Schwierigkeiten hin, wie unzureichende Ausbildung im Lehrerseminar, Mangel an Lehrplänen, eigene Glaubenskrisen, ungenügende Kommentare. Der Lehrer kann den Fortschritten der Exegese nicht folgen, der Anschluß fehlt. Schwerwiegend ist auch, daß einzelne Geistliche den Bibelunter-